

Bischof
Dr. Gerhard Feige

*Winterdienst
oder
Frühjahrsputz?*

Dass die kirchlichen und gesellschaftlichen Veränderungen unserer Zeit auch einem Bischof zu denken geben und ihm – bei allem Gottvertrauen – manche unruhige Nacht bescheren, zeigt die vorliegende Zusammenstellung verschiedener Ansprachen und Denkanstöße von Bischof Dr. Gerhard Feige.

Wie in den voran gegangenen Jahren liegt nun erneut eine Sammlung von Texten vor, die mit den Gedankengängen des Bischofs zugleich Facetten der Magdeburger Diözese aufzeigt und so auch wichtige Momente der vergangenen Monate widerspiegelt.

„Winterdienst oder Frühjahrsputz?“ Vor welcher Aufgabe steht die katholische Kirche im Osten unseres Landes? Worauf kommt es in diesen Monaten an? Diesen und anderen Fragen widmet sich ein Statement, das bei einem Symposium des Bonifatiuswerkes vorgetragen wurde. Der Fall der Mauer vor 20 Jahren und die neu errungene Freiheit mit ihren Herausforderungen sind Thema einer Predigt und eines Interviews mit der Katholischen Nachrichtenagentur. Auch die Ökumene nimmt wieder einen breiten Raum ein: mit zehn neuen Thesen zur Situation und einem Grußwort zur Amtseinführung der Magdeburger Bischöfin Ilse Junkermann.

Deutliche Worte findet Bischof Dr. Feige auch anlässlich des zehnten Jahrestags seiner Bischofsweihe, zum Problem eines neuen Atheismus sowie zum sexuellen Missbrauch Minderjähriger durch Priester und dem Umgang der Medien mit diesem Thema.

Mögen die hier vorgelegten Texte zum Weiterdenken anregen.

Thomas Lazar
Bistum Magdeburg

Impressum

Herausgeber: Bischöfliches Ordinariat Magdeburg
Max-Josef-Metzger-Straße 1, 39104 Magdeburg
bistum-magdeburg.de
Redaktion, Gestaltung: Thomas Lazar
Fotos: Daniel Lorek (20), St. Franziskus-Grundschule Halle (21o),
Liborius-Gymnasium Dessau (21u), Klaus Constabel (22o),
Monika Lazar (24o), sonstige privat und Bistum Magdeburg
Druck: Schlüter Druck, Schönebeck

Winterdienst oder Frühjahrsputz?.....	6
Über die Situation der Kirche in Ostdeutschland	
„Du hast uns in die Freiheit hinausgeführt“.....	13
Predigt zur Bistumswallfahrt	
„Für euch bin ich Bischof, mit euch bin ich Christ“.....	18
Zum 10. Jahrestag der Bischofsweihe von Dr. Gerhard Feige	
Von Gott reden.....	29
Hirtenwort zum Problem eines neuen Atheismus	
Immer der Erneuerung bedürftig.....	33
Zum Problem des sexuellen Missbrauchs Minderjähriger	
Zur ökumenischen Situation.....	38
Einige neue Thesen	
Im gegenseitigen Vertrauen, beharrlich und fair.....	45
Grußwort zur Einführung der Magdeburger Bischöfin	
Kühnste Vorstellungen übertroffen.....	47
Gespräch zum 20. Jahrestag des Mauerfalls	

Winterdienst oder Frühjahrsputz?

Herausforderungen und Chancen der Gemeinden in kirchlichen und gesellschaftlichen Umbrüchen

Die kirchlichen und gesellschaftlichen Umbrüche unserer Zeit können einen Bischof nicht kalt lassen, dies umso weniger, wenn er – wie in meinem Fall – für eine Region im Osten Deutschlands Verantwortung trägt.

Das Bistum Magdeburg, von dem ich aus eigener Erfahrung sprechen kann, ist mit 23 000 Quadratkilometern flächenmäßig das viertgrößte der deutschen Bistümer, der Anzahl der Katholiken nach mit weniger als 100 000 aber das zweitkleinste. Über 80 Prozent der Bevölkerung gehören keiner Konfession oder Religion an. Und von den übrigen Bürgern ist im Ursprungsland der lutherischen Reformation die Mehrheit verständlicherweise evangelisch. In Lutherstadt Wittenberg gibt es zum Beispiel vierzehn Prozent Christen: zehn Prozent sind evangelisch, vier Prozent katholisch. Beiden großen Kirchen hat die politische Wende von 1989 nicht den erhofften Zuwachs an Mitgliedern gebracht; im Gegenteil: Sie erleben sich immer mehr als „Anbieter“ unter vielen auf dem Markt möglicher Lebensgestaltungen. Diese Situation wirkt sich natürlich auch auf den inneren Zustand unserer Kirche aus. Viele schauen skeptisch oder ängstlich in die Zukunft. Manche trauern einer guten alten Zeit mit vollen Kirchen und großen Gemeindegruppen wie in den 50er und 60er Jahren nach. Andere vermissen den engen Zusammenhalt, den sie unter dem Druck des DDR-Regimes in ihren Gemeinden erfahren haben.

Welche Weichen sind in einer solchen Zeit zu stellen? Was sollte man fördern, was dagegen lassen? Ist das, was zurzeit möglich ist, dann als „Winterdienst“ zu deuten – oder ist eher ein kräftiger „Frühjahrsputz“ dran? Ist vielleicht von beidem etwas vonnöten? Und was heißt das konkret?

Herbststürme

Jedem möglichen „Winterdienst“ oder „Frühjahrsputz“ geht notwendigerweise ein Herbst voraus. Ein solcher zeigt sich momentan – im Bild gesprochen – durchaus nicht in goldener Färbung. Vielmehr fegen heftige Stürme durch unsere kirchliche Landschaft und verändern sie. Ein paar Beobachtungen aus unserem Bistum mögen dies verdeutlichen:

Immer mehr Katholiken gehen, wenn sie überhaupt kirchlich heiraten, Ehen mit konfessionslosen Partnern ein. In einem Gemeindeverbund von 2000 Katholiken bedeutete das zum Beispiel in den letzten fünf Jahren: Von fünfzehn Trauungen waren nur zwei „rein“ katholisch, drei konfessionell gemischt, zehn hingegen mit jeweils einem Partner „ohne Religion“.

Wenn Erwachsene sich bei uns taufen lassen wollen, konvertieren oder wieder in die Kirche zurückkehren, müsste man verschiedene eigentlich zurückweisen oder sofort vom Empfang weiterer Sakramente ausschließen; denn ihre Biographien sind „gebrochen“, entsprechen nicht dem „katholischen Ideal“ und können vielfach auch nicht kirchenrechtlich „saniert“ werden.

Zwei Drittel der Kinder im Osten wachsen in Lebensverhältnissen auf, die nicht in das herkömmliche Bild katholischer Ehe und Familie passen.

Aufgrund der zunehmenden Vereinzelung katholischer Christen ist auch katholischer Religionsunterricht an Schulen kaum noch möglich. Man kann sich dann nur noch zwischen evangelischem Religionsunterricht oder Ethik entscheiden.

Selbst bei Kindern, die in katholischen Familien aufwachsen, ist nicht mehr viel Wissen über den Glauben vorhanden; ebenso wenig lässt sich ein positives Verhältnis zur eigenen Konfession voraussetzen.

An Veranstaltungen wie den Religiösen Kinderwochen und den Kinderwallfahrten nehmen erfreulich viele ungetaufte oder auch evangelische Kinder teil. Gleichzeitig verändert sich dadurch einiges an früher selbstverständlichen „Ritualen“. Die Glaubenssubstanz der eigenen Leute wird dadurch zunehmend angefragt – und hält dieser Verunsicherung nicht immer stand.

Mobilität und Individualisierung wirken sich auf das Bindungsverhalten vor allem Jugendlicher aus. Ein Beispiel: Wenn am Sonntag eine wichtige Veranstaltung des Sportvereins ist, fühlen sich die meisten im Zweifelsfall dort stärker verpflichtet als gegenüber der Gemeinde. Man „kann dann nicht zum Gottesdienst kommen“, weil das Fernbleiben vom Sportverein möglicherweise zum Ausschluss aus der Gruppe führen würde. Zudem ist es gerade auch für junge Menschen oft eine Überforderung, sich bei der Vielzahl von Möglichkeiten und Angeboten zu entscheiden, was für den eigenen Weg das Richtige ist.

Unsere personellen und finanziellen Ressourcen nehmen ab. Wenn wir unter diesen Voraussetzungen tatsächlich missionarisch wirksam sein wollen, darf es uns nicht mehr nur um die Versorgung der beste-

henden Gemeinden gehen. Für bedenklich halte ich in diesem Zusammenhang, dass sich die Verteilung wichtiger Zuschüsse weiterhin an der Katholikenzahl eines Bistums – und damit am Prinzip „Versorgung“ – orientiert; nicht aber wirklich auf missionarische Aufbrüche abzielt.

Obwohl es durchaus suchende und interessierte Menschen außerhalb der Kirchen gibt, scheint sich für einen großen Teil unserer Bevölkerung die Frage nach einem tieferen Sinn und Ziel des Lebens jedoch nicht zu stellen. Viele haben nicht das Empfinden, dass ihnen etwas fehlt. „Vielmehr sind sie davon überzeugt, dass sie anständig leben können, ohne Christen zu sein“.¹ Es gibt eine Gleichgültigkeit und eine Art „ererbter Gottlosigkeit“, die in anderen Regionen Deutschlands kaum vorstellbar ist. Wie aber kann der Glaube weitergegeben werden, wenn kaum ein Gespür für tiefere Fragen des Lebens vorhanden ist, geschweige denn ein Bedarf an Antworten besteht?

Winterdienst

Aus diesen und anderen Beobachtungen lässt sich seit längerem ablesen, dass wir uns in einem fundamentalen Gestaltwandel von Kirche befinden. Lieb Gewordenes vergeht unwiderruflich; Neues ist höchstens umrisshaft zu erahnen. In dieser Spannung wird manchmal viel Energie aufgewandt, um die noch bestehenden Verhältnisse krampfhaft zu sichern und den „Laden am Laufen zu halten“ wie bisher – nur dass die Fläche durch unsere strukturellen Veränderungen jetzt eben größer geworden ist. Offenbar fehlen kraftvolle und begeisterte Perspektiven, wie es denn wirklich weitergehen soll. Manche der Hauptamtlichen scheinen im Stillen zu resignieren und sich gerade noch soweit zu motivieren, dass sie bis zum Ruhestand irgendwie durchhalten wollen. Ein „Winterdienst“ jedoch, der in dieser „konservierenden“ Weise verrichtet wird, führt unweigerlich zu Erstarren, die unter Umständen ein auch sehr gründlicher „Frühjahrsputz“ nicht mehr zum Leben erwecken kann. Wie könnte aber ein „Winterdienst“ aussehen, der die Voraussetzung für einen guten „Frühjahrsputz“ ist?

Zunächst einmal muss im Winter Schnee geschoben werden. Es ist nötig, Wege zu bahnen, damit man selbst und die anderen die Orientierung nicht verlieren. Mit anderen Worten: Es braucht ab und zu eine gemeinsame Vergewisserung, in welche Richtung es gehen soll. Dazu gehört auch der gelegentliche Streudienst, um zu verhindern, dass jemand ausrutscht.

Ebenso ist es erforderlich, Tiere zu füttern und Gehölze zu schützen, damit sie heil durch die Kälte kommen. Welche Art der Sorge und Nahrung brauchen die Menschen in unseren Gemeinden in kargen Zeiten? Was macht Mut, was stärkt die persönliche und die gemeinschaftliche Hoffnung? Manchmal sind auch gefrorene Wasserleitungen wieder aufzutauen. Im übertragenen Sinn: Da, wo Menschen aus Angst vor der Zukunft zu erstarren drohen, brauchen sie eine wärmende und belebende Perspektive.

Entscheidend ist auch, ob die Winterzeit rück- oder vorwärts gewandt betrachtet wird. Durch die „Brille der Vergangenheit“ sieht man vor allem den Verfall, das, was einmal war und nicht mehr möglich ist. Der Winter erscheint dann als eine Zeit des Todes und der Erstarrung. Ganz anders stellt sich der Winter dar, wenn man ihn durch die „Brille der Zukunft“ anschaut. Dann kann er nämlich als die Zeit gedeutet werden, in der – noch verborgen – das Neue bereits heranwächst. „Im Winter wächst das Brot“, so hat Ida Friederike Görres einmal geschrieben.² Eine wesentliche Aufgabe des Winterdienstes besteht dann darin, sich geduldig und voll Hoffnung darin einzuüben, „das Gras wachsen zu hören“.

Die Basis all dessen, was als Winterdienst getan werden kann, ist der hoffnungsvolle Blick in die Zukunft. Es gilt, sich von selbstmitleidigen Klagen und von der Fixierung auf die Vergangenheit zu verabschieden und die Gegenwart anzunehmen. Sie ist die Zeit der Verheißung. Sie ist die Zeit unseres Glaubens. Das war zum Beispiel auch die Überzeugung von Bischof Hugo Aufderbeck, dessen 100. Geburtstag wir in diesem Jahr feiern. In seinem Buch mit dem Untertitel „Alle Zeiten sind Zeiten des Herrn“ – herausgegeben in den 60er Jahren unter einem Pseudonym – schreibt er: „Da wir in der Mitte des 20. Jahrhunderts leben und zudem in einem Land des militanten Atheismus, kann die Seelsorge nicht sein, wie sie gestern in Preußen war oder heute in Bayern ist. Wir können an Zeit und Ort nicht vorbeigehen... Wir sollten nicht viel von ‚Olms Zeiten‘ reden und uns nirgendwo ein ‚Alibi‘ suchen“.³ Stattdessen sind die jetzigen Verhältnisse daraufhin zu befragen, wo sich in ihnen eine Herausforderung für uns als Kirche zeigt.

Frühjahrsputz

In dem Maße, in dem wir uns auf eine solche Deutung der Gegenwart einlassen, gehen wir bereits in den „Frühjahrsputz“ über. Dann sind wir nämlich in der Lage, erste Anzeichen von Neuem zu entde-

cken und dieses – wie in einem Garten im Frühling – zu begießen, zu bereinigen, zu hegen und zu pflegen.

Zu solchen Anzeichen gehört – was ich auch selbst gelegentlich wahrnehme – ein zunehmender Hunger nach geistlicher Tiefe, sowohl bei Christen als auch bei suchenden Menschen ohne kirchliche Bindung. Es wird in Zukunft darauf ankommen, dass wir noch stärker darauf reagieren und das mystagogische Element vertiefen. Ich denke dabei zum Beispiel an den Erwachsenenkatechumenat, an Glaubenskurse, Exerzitien im Alltag, „erhebende“ Liturgiefeiern und neue gottesdienstliche Formen für Menschen „an der Schwelle“. Ich denke vor allem auch an die Befähigung möglichst vieler Haupt- und Ehrenamtlicher, in einen echten Dialog mit Nichtchristen einzutreten, der beiden Seiten etwas Neues eröffnet.

Zugleich weisen die Zeichen der Zeit in die Richtung neuer Beauftragungen und Dienste gerade an den Orten, an denen es keine Hauptamtlichen mehr gibt oder geben wird. Es leben in unserem Bistum zahlreiche Frauen und Männer, die sich aufgrund von Taufe und Firmung gerufen wissen, vor Ort noch größere Verantwortung zu übernehmen und andere in ihrem Glauben zu stärken.

Weiterhin sehe ich unsere kirchlichen Einrichtungen – Kindertagesstätten, Schulen und Jugendclubs, Akademien und Bildungshäuser, Beratungsstellen und Caritas-Zentren, Sozialstationen, Senioren- und Pflegeheime – als Orte, die zukünftig wohl noch eine viel größere pastorale Bedeutung haben werden als bisher. In ihnen kommen Menschen zusammen, die wir sonst in unseren Gemeinden kaum antreffen. Darin liegt eine große Chance.

Dies gilt auch für Anlässe, die Menschen existentiell betreffen, wie Geburt, Hochzeit und Tod. Gerade bei Beerdigungen haben wir als Kirche die Möglichkeit, Menschen „den Himmel offen zu halten“ und sie auf eine Dimension hinzuweisen, die bei profanen Bestattern nicht vorkommt. Die Botschaft eines Lebens über den Tod hinaus ist eine „Information“, die wir den Menschen nicht vorenthalten dürfen! Sie verändert den Blick auf das ganze Leben mit all seinen Facetten.

Ein wesentlicher Punkt für einen „Frühjahrsputz“ scheint mir auch zu sein, unsere Einstellung gegenüber Menschen mit „gebrochenen Biographien“ zu überprüfen. Eine rigoristische Haltung erscheint aus pastoralen Gründen immer fragwürdiger und entspricht den tragischen Gegebenheiten in keiner Weise. Stattdessen muss es darum gehen, diesen Menschen in ihrem Suchen und Scheitern Mut zu machen. Deshalb plädiere ich vor allem auch für einen neuen Blick darauf, wie wir als Kirche mit Geschiedenen und Wiederverheirateten umgehen.

In alldem ist es von großer Bedeutung, dass wir uns ehrlich fragen, wohin wir eigentlich gehen wollen. Schwebt uns eine globale und totale Volkskirche vor Augen, vielleicht ein christlicher Gottesstaat auf Erden? Sehen wir uns als „heiligen Rest“ Getreuer oder als eine Gemeinschaft von entschiedenen und dialogbereiten Gläubigen, die sich einer pluralen Gesellschaft stellen und fest daran glauben, dass diese Situation alles bereit hält, um den Glauben frohen Herzens zu leben und zu verkünden? In diesem Glauben wird uns dann neu bewusst: Wir sind keine Volkskirche, wie es sie in manchen westlichen Bundesländern einmal gab und mancherorts vielleicht noch gibt; wir sind auch nicht mehr die Diasporakirche, wie wir sie zu DDR-Zeiten gelebt haben. Wir erkennen uns vielmehr hier und jetzt als einen neuen Typus von missionarischer Ortskirche. Wir haben allerdings noch keine genauen Vorstellungen, was das im Einzelnen heißt. Wird es – biblisch gesprochen – ein Durchzug durchs Rote Meer, ein Murren in der Wüste oder der Einzug ins verheißene Land? Finden wir wie die Weisen aus dem Osten das neugeborene Kind oder müssen wir der Heiligen Familie gleich die Flucht antreten? Wird uns vielleicht zugemutet, Jesus noch intensiver auf dem Kreuzweg zu folgen? Ergeht es uns wie den Frauen, die sich auf den Weg machen, um den toten Jesus zu salben, und mit der Botschaft von seiner Auferstehung konfrontiert werden? Oder erfahren wir ähnliches wie die Jünger auf dem Weg nach Emmaus und dann zurück nach Jerusalem?

Sich rechtzeitig vorbereiten

Wie auch immer sich unsere kirchlichen Verhältnisse entwickeln mögen: Entscheidend ist, was Jesus Christus für uns existentiell bedeutet; entscheidend ist, ob wir tatsächlich an ihn glauben und auf ihn setzen. Und in dem Maße, in dem wir uns leidenschaftlich an ihm, der uns vom Tod zum Leben führen kann, festmachen, werden wir es auch fertig bringen, mitten in unseren kleinen Verhältnissen die Spuren seiner Gegenwart zu entdecken und auch anderen zu erschließen. Dann haben wir hoffentlich auch die Kraft und den Mut, für das Kommende entschieden Vorsorge zu treffen. Denn „auf das, was man voraussehen kann, sollte man sich doch rechtzeitig vorbereiten und nicht einfach weitermachen wie bisher und abwarten wie eine Maus, die, von der Schlange der Zukunft hypnotisiert, gar nichts zu ihrer Rettung tut“.⁴

Wagen wir es deshalb, auf Gottes Verheißung hin unsere Besitz-

stände aus der Hand zu geben und seine Gegenwart unter ganz neuen Formen zu entdecken. Hier in diesem Land, unter diesen Menschen, sind wir so als Kirche gefragt. Hier sollen wir Auskunft geben vom Grund unserer Hoffnung.

Das Statement wurde beim Symposium zum 160-jährigen Bestehen des Bonifatiuswerkes der deutschen Katholiken am 28. September 2009 in Schwerte gehalten.

¹ *Aussteigen - Umsteigen - Einsteigen. Ein Kursbuch für den Dialog mit Nichtchristen, hg. vom Pastoralen Arbeitskreis des Bistums Magdeburg, 1997, 12.*

² *Ida Friederike Görres, Im Winter wächst das Brot. Versuche über die Kirche, Einsiedeln: Johannes-Verlag 2002, 8.*

³ *Hugo Aufderbeck, Die Stunde der Kirche oder Alle Zeiten sind Zeiten des Herrn. Eine Handreichung zur Seelsorge von Rektor Christian Hammerschmidt (Pseudonym H. Aufderbecks), o.O.o.J. (in Würzburg 1961 gedruckt und in der DDR heimlich verteilt).*

⁴ *Karl Rahner, Strukturwandel der Kirche als Aufgabe und Chance, Freiburg: Herder-Verlag 1989 (Nenausgabe), 61.*

„Du hast uns in die Freiheit hinausgeführt“

*Predigt zur Bistumswallfahrt
am 6. September 2009 im Kloster Huysburg
(Kol 3,9b-17; Mt 5,1-12a)*

befreit

„Kommt und seht die Taten Gottes! Staunenswert ist sein Tun an den Menschen: Er verwandelte das Meer in trockenes Land, sie schritten zu Fuß durch den Strom; dort waren wir über ihn voll Freude ... Wir gingen durch Feuer und Wasser. Doch du hast uns in die Freiheit hinausgeführt.“ Mit diesen Worten bejubelt Psalm 66 die Befreiung Israels aus Ägypten, aus Knechtschaft und großer Bedrängnis. Aus unerträglichen Zuständen herausgeholt und von drückenden Lasten befreit zu werden: das ist auch sonst die biblische Urerfahrung der Menschen mit Gott. Dieser Gott thront nicht unerreichbar jenseits von allem. Er lässt sich unser Schicksal zu Herzen gehen und wendet sich liebevoll uns immer wieder zu.

„Du hast uns in die Freiheit hinausgeführt.“ In diesen Worten kommt auch zum Ausdruck, was viele Christen vor 20 Jahren dachten, als die innerdeutsche Mauer fiel, die Grenzen sich öffneten und die politischen Verhältnisse sich grundlegend veränderten. Wie sehr hatten wir uns doch danach gesehnt, und es andererseits kaum für möglich gehalten. Auf einmal war alles anders. Wir konnten reisen, wohin wir wollten, vieles kaufen, was uns gefiel, und vor allem ungehindert sagen, was wir dachten. Freiheit ist ein faszinierendes Wort und in aller Munde. Wer im Internet danach sucht, wird auf über 13 Millionen Einträge stoßen. In diesem Begriff laufen fast alle menschlichen Bedürfnisse und Wünsche, Ziele und Ideale zusammen. Wer wünschte sich gegebenenfalls nicht, totalitären Diktaturen oder Ideologien zu entkommen? Wer möchte nicht frei sein von Zwängen und Schikanen, von Nöten und Ängsten, Hunger und Krieg, Krankheiten und Behinderungen? Und dabei geht es nicht nur um äußere Verhältnisse, sondern auch um innere Zustände, ja letztlich um eine noch bedeutsamere Wirklichkeit.

„Du hast uns in die Freiheit hinausgeführt.“ Als glaubende und getaufte Menschen – so verkündet uns Paulus – sind wir durch Christus

grundsätzlich sogar von der Sünde (Röm 6,18-23), vom Gesetz (Röm 7,3f) und vom Tod (6,21f) befreit. „Ihr habt den alten Menschen ... abgelegt und seid zu einem neuen Menschen geworden“ – heißt es in der heutigen Lesung – zu einem Menschen, „der nach dem Bild seines Schöpfers erneuert wird“ (Kol 3,9b-10). Wir sind wer! Gott hat uns nicht gnadenlos festgelegt oder eine Sklavenseele eingehaucht; wir sind keine Marionetten, sondern sein Ebenbild, zur Freiheit berufen und befähigt. Das fordert uns heraus und macht uns Mut, der Führung des Heiligen Geistes zu vertrauen und unserem Gewissen zu folgen.

„Du hast uns in die Freiheit hinausgeführt.“ Das gilt entsprechend von der Gemeinschaft, der wir als Christen angehören: der Kirche. „Wo der Geist“ Jesu Christi „wirkt, da ist Freiheit“ (2 Kor 3,17b). Dabei versteht sich Kirche nicht nur als eine Hüterin menschlicher Freiheitsrechte, sondern auch selbst als eine Wirklichkeit, in der man der eigentlichen, wahren und letzten Freiheit begegnen kann. Keine Frage – manchmal erscheint diese Wirklichkeit auch verdunkelt oder eingeschränkt. Wie viele haben unsere Kirche aber immer wieder doch als einen Zufluchtsort erfahren, an dem es möglich war, sich freimütig auszutauschen, in seinem Gewissen ernst genommen und in seiner Würde bestärkt zu werden. „Die Kirche“ – so schrieb kurz nach der Wende der ostdeutsche Theologe Franz Georg Friemel – „war eine Stätte der Freiheit, des freien Wortes, sie war eine Gegenwelt zum verordneten Sozialismus ... Sie war ein Schutzraum für das Menschliche.“ Ist der gesellschaftliche Kontext heute auch anders, bleibt für die Kirche doch weiterhin die Verheißung und Herausforderung, der Erlösung, Versöhnung und Befreiung des Menschen zu dienen.

entschieden

In Freiheit zu leben, bedeutet aber nicht unbedingt, den Himmel auf Erden zu haben, sich im Paradies oder im Schlaraffenland zu befinden. Irdische Freiheit ist durchaus nicht grenzenlos. Auch in einer pluralistischen Gesellschaft gibt es Regeln und Anordnungen, Gebote und Verbote: „vom TÜV bis zur Steuererklärung und zu den Bestimmungen der Müllsortierung“ (Karl Lehmann). Man kann nicht alles machen, was man will. Spätestens da, wo der Freiheitsraum der anderen beginnt, habe ich mich zurückzunehmen. Irdische Freiheit kann sogar sehr anstrengend und belastend sein. Unweigerlich gehört nämlich auch dazu, sich andauernd entscheiden zu müssen und selber aktiv zu werden. Alles erscheint wie „ein großes Warenhaus mit vielen

Auswahlmöglichkeiten“, im ganz persönlichen Bereich wie auch im öffentlichen Leben. Soll ich mich nun bei den unzähligen Tapetenmustern für diese oder jene Ausführung entscheiden, oder doch noch für eine ganz andere? Und wie sieht das im Supermarkt bei der Fülle von Angeboten aus, selbst beim Katzen- und Hundefutter? Auch beim Zappen zwischen den Fernsehprogrammen fällt es manchen immer schwerer, noch irgendwo anzuhalten und einem Kanal den Vorzug zu geben.

Und wenn man erst vor noch größeren Problemen steht und Lebensentscheidungen zu treffen hat. Da scheint es verlockend, sich möglichst lange noch alle Türen offen zu lassen. Wer möchte sich heutzutage schon schnell an irgendetwas oder irgendjemanden binden? Viele sind überfordert und weichen Entscheidungen aus. Manche rufen verunsichert aus Angst vor der Freiheit nach starken Führern oder hartem Durchgreifen, klammern sich krampfhaft an vergangene Verhältnisse oder suchen Halt in fundamentalistischen Bewegungen, politisch wie kirchlich. Andere halten Entscheidungen für überflüssig und meinen, sich durch Bindungen doch nicht die eigene Freiheit einschränken zu lassen. Macht sich zu entscheiden und zu binden, tatsächlich unfrei? Ist es nicht oftmals vielmehr so, dass nach wirklicher Klärung Vertrauen und Geborgenheit wachsen, ein neuer Anfang sich abzeichnet? Auch ein Kind wird umso selbständiger und freier, je stabiler und verlässlicher die familiären Beziehungen sind, in denen es lebt. Dass wir Menschen einander brauchen und uns aneinander binden, schadet unserer Freiheit durchaus nicht. Im Gegenteil: da, wo wir uns eindeutig entscheiden, werden wir umso freier. Diese Erfahrung hat jedenfalls auch das Volk Israel gemacht, als es sich gegen die heidnischen Götzen für den Bund mit Gott entschied. Und auch wir werden nur wirklich frei, wenn wir unser ganzes Vertrauen auf Gott setzen und uns gläubig zu ihm bekennen.

Das hat Konsequenzen für unseren Alltag – nicht nur für die großen Entscheidungen unseres Lebens. Was meine ich damit? Wenn ich zum Beispiel am frühen Sonntagvormittag durch die Gegend fahre, wen sehe ich da auf der Straße? Hundehalter, Jogger und Kirchgänger, in größeren Städten vielleicht auch irgendwelche „Schnapsleichen“; die anderen schlafen noch oder frühstücken genüsslich. Jeder macht das, was er für wichtig hält. Oftmals wird von Eltern oder Kindern geklagt, sie seien so beansprucht und hätten keine Zeit, um zum Gottesdienst oder zur Glaubensunterweisung zu kommen. Bei allem Verständnis für die vielen Herausforderungen, denen Menschen sich heute zu stellen haben, wage ich doch zu behaupten: Es ist nicht immer

eine Frage der Zeit, sondern oftmals der Wertung und Entscheidung. Und wenn Glaube und Kirche für manche eben keine Bedeutung mehr haben, entscheidet sich vieles von selbst.

verantwortlich

John F. Kennedy, jener berühmte Präsident der USA, der später ermordet wurde, hat 1960 in seiner Antrittsrede nachdrücklich seinen Landsleuten entgegengehalten: „Fragt nicht, was euer Land für euch tun kann, fragt vielmehr, was ihr für euer Land tun könnt.“ Auch das gehört zur Freiheit: nicht die Hände in den Schoß zu legen und alles von anderen zu erwarten, von einem Obrigkeits- und Versorgungsstaat oder auch – was unsere Kirche betrifft – vom Bischof, dem Ordinariat oder den Hauptamtlichen in den Gemeinden, sondern selbst Verantwortung zu übernehmen. Wir sind nicht nur *von* etwas befreit worden, sondern auch *für* etwas. Eine demokratische Gesellschaft lebt vom Engagement ihrer Bürger; und eine Kirche ist umso überzeugender, je mehr Christen ihr Charisma zum Wohle aller einbringen. Subsidiarität und Solidarität sind dafür bezeichnende Ausdrücke. Jede und jeder muss zunächst die Möglichkeit haben, das Leben mit seinen Anforderungen würdevoll selbst zu meistern und sich nicht unnötig abhängig zu machen, beruflich oder familiär, hinsichtlich der Kindererziehung oder der Versorgung im Alter. Dabei kann Hilfe zur Selbsthilfe angebracht sein. Wenn Menschen aber in Nöte geraten und sich selbst nicht mehr helfen können, muss dann auch massiv unterstützt werden, staatlich wie zivilgesellschaftlich, institutionell wie privat.

Als Christen sind wir in den gegenwärtigen Krisen unserer Gesellschaft besonders herausgefordert, uns einzubringen. Überlassen wir die Entwicklung unseres Gemeinwesens nicht fragwürdigen Kräften! Machen Sie am 27. September von Ihrem Wahlrecht Gebrauch! Reden und handeln Sie vor Ort mit, in den Kommunen wie in unseren kirchlichen Gemeinden und Einrichtungen. Unterstützen Sie sich untereinander, in den Familien und in der Nachbarschaft. Und vergessen Sie als Gemeinden und Einzelne auch die nicht, die zu Opfern der Freiheit geworden sind und keine Kraft und keinen Elan mehr haben, um eigenverantwortlich handeln zu können. Mit den Worten der heutigen Lesung gesagt: „Bekleidet Euch mit aufrichtigem Erbarmen, mit Güte, Demut, Milde, Geduld! Ertragt Euch gegenseitig ... Vor allem aber liebt einander“ (Kol 3,12b-14a). Wer „zu einem neuen Menschen geworden“ ist, für den gilt nicht mehr, sich egoistisch mit

aller Gewalt gegen andere durchzusetzen, sondern – wie es in den Seligpreisungen heißt – nach Gerechtigkeit und Barmherzigkeit zu streben, auf Gewalt zu verzichten und Frieden zu stiften. Solche preist Jesus selig und verheißt ihnen die Erfüllung, das Heil für Leib und Seele.

Verantwortlich mit unserer Freiheit umzugehen, bedeutet auch manchmal, auf etwas bewusst zu verzichten. „Ohne Maß“ – sagt Wolfgang Schäuble – „ist die Freiheit ein Ruin“. Müssen wir wirklich zu jeder Zeit alles haben, was es gibt? Ich staune manchmal in Einkaufszentren angesichts der Fülle des Angebots, was ich alles nicht brauche.

Liebe Schwestern und Brüder, vielleicht kennen einige von Ihnen die afrikanische Geschichte von einem jungen Adler, der als Huhn erzogen wurde. Eines Tages bemerkt das ein Besucher und müht sich nun, dem Adler beizubringen, dass er fliegen kann und nicht der Erde gehört, sondern dem Himmel. Vielfältige Versuche sind nötig; es dauert lange. Aber dann kommt der Augenblick, wo der Adler, obwohl er wie ein Huhn aufgezogen und gezähmt worden war, sich in die Lüfte schwingt und nicht mehr zurückkehrt, um Körner zu picken. Auch wir sind zu mehr berufen, als nur dahinzuvegetieren oder von früher zu träumen. Vor 20 Jahren hat Gott uns in die Freiheit hinausgeführt. Stellen wir uns immer wieder aufs Neue mutig, kreativ und hoffnungsvoll den Herausforderungen, die sich mit unserer freiheitlichen Gesellschaft verbinden. Lassen wir uns nicht von Enttäuschungen lähmen, sondern vielmehr dazu anregen, die Verhältnisse konstruktiv mitzugestalten: befreit, entschieden und verantwortlich.

„Für euch bin ich Bischof, mit euch bin ich Christ“

*Predigt zum Pontifikalamt am 12. September 2009
anlässlich des zehnjährigen Jubiläums der Bischofsweihe
(1 Sam 3,1-10; Kol 3,1-4.12-17; 4,2-6; Mt 26,36-45)*

„Herzlich willkommen im Kreise der Hinterbänkler der Deutschen Bischofskonferenz“, so schrieb mir ein Weihbischof anlässlich meiner Ernennung vor zehn Jahren. Er meinte damit die hierarchische Sitzordnung nach Rang und Weihedatum, wie sie bei den Vollversammlungen in Fulda und andernorts üblich ist. Und dann folgte der „verheißungsvolle“ Satz: „Als Bischof wirst du noch mehr für alles Krumme in der Kirche geradestehen haben.“ Seitdem konnte ich das Bischofsamt in sich steigernder Intensität erfahren: zunächst als „Hilfsbischof“, wie es im Lateinischen heißt (episcopus auxiliaris), dann für ein Jahr als kommissarischer Diözesanadministrator und schließlich seit 2005 in voller Verantwortung als Diözesanbischof.

„für Krummes geradestehen“

Manches, was ich inzwischen erlebt habe, hätte ich mir in den kühnsten oder irrsten Träumen nicht vorstellen können. Welche Klischees gibt es doch nach wie vor über Bischöfe: als ob sie nur prächtige Gottesdienste feiern und sich auf Empfängen amüsieren, in einer herrschaftlichen Residenz wohnen und von frommen Schwestern bedient werden. Was tun sie eigentlich sonst noch? Stattdessen bin ich in der Wirklichkeit auch mit Problemen beschäftigt, die selbst im „Direktorium für den Hirtendienst der Bischöfe“ nicht unbedingt erwähnt sind. Und was für Reaktionen gilt es doch gelegentlich zu ertragen. Nichts gegen konstruktive Kritik! Aber manchmal kommen unverschämte Briefe von Leuten, die sich dabei sogar noch als besonders christlich empfinden. Den einen ist man zu links, den anderen zu rechts. Manche fordern zu härterem Durchgreifen auf, einige dagegen sehen notwendige Entscheidungen schon als autoritär an. Auch boshafte Unterstellungen und ehrenrührige Verdächtigungen sind darunter. Das Internet bietet sich da – fast wie ein mittelalterlicher Pranger – besonders gut an, um jemanden zu denunzieren. Und wenn das Ganze dann noch rührselig mit dem „Wunsch nach Frieden, Liebe, Glaube und

der Hoffnung auf ein christliches Miteinander“ endet, ist man ganz einfach sprachlos. Der Ton – und das hört man auch aus anderen Teilen Deutschlands – ist innerkirchlich härter geworden.

Interessanterweise sind solche Erfahrungen nicht unbedingt neu. Schon Gregor der Große, der im Jahr 590 zum Bischof geweiht und Papst wurde, klagt noch nicht ganz so konkret, aber für mich doch sehr nachvollziehbar: „Seitdem ich... die Schultern unter die Last des Hirtenamtes beugen muss, kann sich mein Geist nicht mehr völlig gesammelt auf sich selbst besinnen, weil er sich teilen und auf vieles richten muss. Bald muss ich mich um die Angelegenheiten der Kirche, bald die der Klöster kümmern, oft über das Leben und das Tun einzelner Menschen nachdenken. Bald muss ich geschäftliche Dinge der Bürger über mich ergehen lassen, bald... muss (ich) die Wölfe fürchten, die der mir anvertrauten Herde nachstellen. Bald muss ich mich um das Vermögen sorgen, damit die Mittel nicht ausgehen für die, denen es nach der Regel geschuldet wird. Dann wieder muss ich mit Gleichmut gewisse Räuber dulden oder ihnen begegnen mit dem Bemühen, die Liebe zu wahren. Ist aber der Geist gespalten und zerrissen und gezwungen, so viele und wichtige Dinge zu bedenken, wann soll er sich dann auf sich selbst zurückziehen, um sich für die Predigt zu sammeln...?“ Im Blick auf manche Anpassung im Verhalten gegenüber weltlichen Machthabern schreibt Gregor weiter: „So kommt es, dass ich oft auch ihre nichtssagenden Reden anhöre. Weil aber auch ich selbst schwach bin, ziehen mich diese unnützen Reden doch auch an, und ich beginne sie gerne zu führen, obwohl ich sie doch anfangs nicht einmal gern hörte.“ Und sein Resümee lautet: „Wer bin ich also und was für ein Wächter bin ich...? Doch der Schöpfer und Erlöser des Menschengeschlechtes hat die Macht, mir, dem Unwürdigen, die Höhe der Lebensführung und die Wirksamkeit der Predigt zu schenken, da ich mich aus Liebe zu ihm in der Darlegung seiner Worte nicht schone.“

„wachen und beten“

Darauf vertraue auch ich, dass Gott meine menschliche Schwäche und Begrenztheit in Heil und Segen wandeln kann. Das schenkt mir eine gewisse Gelassenheit, entbindet mich aber nicht davon, sich weiterhin darum zu mühen, dem Ideal eines wirklich guten Hirten noch näher zu kommen. Was halte ich dabei für wichtig? „Wachet und betet“, so lautet mein Wahlspruch. Eigentlich bin ich auf ihn kurz nach meiner Ernennung zufällig gestoßen; dann aber hat er mich nicht



Die Hauptkirche des Bistums Magdeburg, die in ihrem Ursprung romanische Kathedrale St. Sebastian, im Zentrum der Stadt vom Heißluftballon aus fotografiert. Zu sehen ist im Vordergrund auch das Bildungshaus der Diözese, das Roncalli-Haus, und in der Mitte am rechten Rand der Verwaltungssitz, das Bischöfliche Ordinariat Magdeburg.

Mehr als 400 Mädchen und Jungen kamen im Juni 2010 zur Wallfahrt der katholischen Grundschulen des Bistums ins Kloster Helfta. In einer Gesprächsrunde stellte sich der Bischof allen Fragen der Kinder. Ohne Autogramm wollte hinterher kaum einer den Raum verlassen.



Als Zeitzeugen der DDR-Geschichte hatten Schüler des Liborius-Gymnasiums in Dessau Bischof Gerhard Feige im Dezember 2009 in ihre Schule eingeladen. Besonders beeindruckte sie ein Aufsatz zum Thema „Meine persönliche Entwicklung“, in dem sich Feige seinerzeit kritisch mit manchen Verhältnissen auseinandergesetzt hatte.



Die Bischöfin der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland Ilse Junkermann und Bischof Gerhard Feige feierten gemeinsam den Festgottesdienst zum 800-jährigen Bestehen des Magdeburger Domes im Jahr 2009.



Im September 2009 besuchte Bischof Feige zusammen mit Bischof Gerhard Ludwig Müller (Regensburg) und Bischof Heinrich Mussinghoff (Aachen) führende Vertreter der orthodoxen und orientalischen Kirchen in Jerusalem. Dabei wurde die Delegation der Deutschen Bischofskonferenz auch vom griechisch-orthodoxen Patriarchen Theophilos empfangen.



Über viele Jahre hinweg war der einstige Bischof von Königgrätz Dominik Duka OP Gast der Magdeburger Bistumswallfahrten. An seiner Amtseinführung als Prager Erzbischof am 10. April 2010 auf dem Hradschin nahm darum auch der Magdeburger Bischof teil.

Beim Zweiten Ökumenischen Kirchentag in München war Bischof Feige auch bei der orthodoxen Vesper, der sogenannten Artoklasia, zugegen, wo an mehr als hundert Tischen gesegnetes Brot miteinander geteilt wurde.





Seine umfangreichen Visitationen führten den Bischof im April 2010 nach Halle. Dort besuchte er auch die der Kirche benachbarte Feuerwache und ließ es sich nicht nehmen, gemeinsam mit Pfarrer Martin Domogalla OFM einen Ausblick von der 40 Meter hohen Drehleiter zu wagen.

Der Priester nimmt seinen Auftrag nicht als Einzelkämpfer, sondern zusammen mit vielen Schwestern und Brüdern wahr; darauf wies Bischof Feige in seiner Predigt zur Weihe von Alexander Stojanowic im Mai 2010 hin.



Die Kirche des Benediktinerklosters Huysburg - dem zentralen Wallfahrtsort des Bistums - im Januar 2010

mehr losgelassen. Ich meine, dass diese Worte nicht nur mir eine Hilfe sein können, die rechte Haltung im Umgang mit unserer Wirklichkeit zu finden. „Wachet und betet!“ Das ist keine fertige Lösungsformel für alle Probleme oder eine abgehobene Vision. Dahinter steht vielmehr ein nüchterner Realismus, der mir als Mensch und zeitweise als Historiker eigen war und ist. Da sich die Verhältnisse immer wieder wandeln und wir nicht allein die „Macher“ der Geschichte sind, ist es erforderlich, Grundhaltungen zu pflegen, mit denen man unter allen Bedingungen als Christ bestehen kann. Bezeichnenderweise ist die Anforderung, zu wachen und zu beten, am markantesten in der Ölbergszene zu hören. Das Neue Testament kennt sie aber auch in anderen Zusammenhängen: als Ermahnung zu verantwortungsvollem christlichen Leben und besonders im Hinblick auf das Ende der Welt. Im Brief an die Kolosser, aus dem wir vorhin gehört haben, steht diese im Zusammenhang mit einer wirksameren Verkündigung des Evangeliums.

Für mich bedeutet dieses „Wachen“ aus christlicher Perspektive heraus nicht etwa nur, einen Beobachtungsposten zu beziehen, die angeblich böse Welt argwöhnisch zu beäugen und andauernd zu „kläffen“. Es gilt auch, sich selbst immer wieder kritisch zu prüfen, ob wir tatsächlich auf dem richtigen Weg sind. Zu christlicher Wachsamkeit gehört ebenso, die Entwicklungen in unserer Gesellschaft und in der Welt sorgsam zu verfolgen und nach aktuellen Möglichkeiten zu suchen, wenigstens etwas von unserem Glauben und unserer Hoffnung zu vermitteln. Verpassen wir keine Chancen, die sich auftun! Vor allem halte ich es für wichtig, die Welt im Lichte Gottes zu sehen, zu ertasten, wohin er uns führen will, und darauf gefasst zu sein, dass es nicht ohne Enttäuschungen und Überraschungen abgehen wird. Christliches Wachen erfordert ebenso, nicht in Routine zu erstarren, zu resignieren oder sich durch Erfolglosigkeit lähmen zu lassen. Orientieren wir uns doch an Jesus, der – gemäß der Überlieferung – dreimal unter dem Kreuz zusammengebrochen ist, sich aber immer wieder aufgerichtet hat! Mit Wachsamkeit ist auch gemeint, die Nöte der Zeit wahrzunehmen und solidarisch mit den Betroffenen zu sein. Und schließlich bedeutet es zutiefst, mit der unbändigen Hoffnung zu leben, dass Christus wiederkommen und das Ende gut sein wird.

In einer solchen Haltung zu leben, wird uns aber wohl nur gelingen, wenn wir uns nicht in der Welt verlieren, sondern Menschen des Gebetes bleiben oder werden. Gebet – so sagen es schon die frühen Väter der Kirche – ist das Atmen der Seele. Wer nicht mehr Bitternis ausstoßen und neue Kraft einatmen kann, wird auch kaum in der

Lage sein, in Wachsamkeit durchzuhalten, um Christus entgegenzugehen. Möge es mir und uns allen gelingen, in dieser fruchtbaren Spannung zu leben.

„für und mit euch sein“

Irgendjemand hat mir mal eine Karte mit der Aufschrift geschenkt: „Bei Licht besehen ist auch der Leithammel nur ein Schaf.“ Dem könnte man entgegenen, dass aber ein Bischof nicht als Leithammel, sondern als Hirte gilt; und dieses unterscheidet ihn schon wesentlich. Dennoch ist an der Grundaussage etwas wahr; und das tröstet sogar. Als Hirte hat ein Bischof den anderen Gläubigen immer wieder voran- oder nachzugehen und sie – wenn es sein muss – auch anzutreiben. Davor darf er sich nicht drücken. Das ist seine Aufgabe. Dafür wird er in Dienst genommen und geweiht. Das heißt: er gehört danach weder anderen noch sich mehr und ist qualitativ neu gesendet und bevollmächtigt, Zeichen und Werkzeug Jesu Christi zu sein, diesen durch sich handeln zu lassen und auf ihn sakramental zu verweisen. Es bleibt aber wahr: Wir alle – ob so genannte Amtsträger oder Laien – gehören zum Volk Gottes, sind durch die Taufe mit Christus und untereinander verbunden. Wenn da jemand vom „Bischof“ und den „Gläubigen“ spricht, klingt das einfach kurios – als ob der Bischof nicht auch ein „Gläubiger“ wäre. Und das Gerede von „Amtskirche“ und „Kirche von unten“ ist nicht besser. Auch geweihte Amtsträger – wie Bischöfe, Priester und Diakone – bleiben Angehörige des Volkes Gottes, solche, die an Christus glauben, bilden keine separate Sondergruppe oder elitäre Kaste. Gemeinsam sind wir ein „heiliges Volk“.

In diesem Sinn hat schon der heilige Augustinus im Übergang vom 5. zum 6. Jahrhundert seine Aufgabe als Bischof in die Worte gefasst: „Wo mich erschreckt, was ich für euch bin, tröstet mich, was ich mit euch bin. Für euch bin ich Bischof, mit euch bin ich Christ. Jenes bezeichnet das Amt, dieses die Gnade, jenes die Gefahr, dieses das Heil.“ Gnade und Heil können es also bedeuten, gemeinsam zu glauben und sich darin zu bestärken, gemeinsam Freude und Leid zu teilen, gemeinsam lebendige Kirche zu sein. Ich bin dankbar, auch dies immer wieder zu erfahren: durch die Mitbrüder im Priester- und Diakonendienst, die Ordensleute und geistlichen Bewegungen, die Hauptamtlichen in den Gemeinden und den vielfältigen Einrichtungen unseres Bistums und die große Zahl an Ehrenamtlichen, die Verantwortung übernehmen und das Leben unserer Kirche kreativ mit-

gestalten. Ich bin dankbar für alle Solidarität und Mitsorge – und für alle Gebete. Vor allem danke ich auch meinen engsten Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen. Mögen wir alle weiterhin von Gott gesegnet sein und zum Segen für viele werden.

Von Gott reden

Hirtenbrief zur österlichen Bußzeit 2010

Ein neuer Atheismus

Liebe Schwestern und Brüder, vor einem Jahr haben manche ihren Augen kaum getraut: Da fuhr durch einige Städte Deutschlands ein roter Doppeldeckerbus mit der Aufschrift: „Es gibt (mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit) keinen Gott“. Angeregt war diese Kampagne, die aus England kam, auch vom „Internationalen Bund der Konfessionslosen und Atheisten“. Dahinter steht die Überzeugung, dass es dem Menschen an nichts fehlt, wenn er nicht an Gott glaubt. Im Gegenteil! So heißt es auf der Homepage der Initiative: „Das Leben ohne Gott kann eine Bereicherung sein“. Die eigentlich „hellen Köpfe“⁴¹ unserer Zeit seien die, die erkennen, dass aus Vernunftgründen alles gegen die Existenz eines Gottes spricht.

Im Grunde sind die Argumente uralte. Schon viele haben behauptet, dass jede Religion vom Menschen selbst stamme: sei es als ein Vorteil der Evolution, als Ausdruck bestimmter Hirnfunktionen oder aber als Instrument der Macht in den Händen derer, die an der Spitze einer Kirche oder anderen Religionsgemeinschaft stehen. Darüber wird in verschiedenen Medien seit einiger Zeit heftig und polemisch debattiert. Was ich nach dem Ende der DDR nicht mehr für möglich gehalten hätte, formiert sich in manchen Kreisen wieder: ein so genannter „Neuer Atheismus“.

Im Alltag erscheint eine solche Geisteshaltung freilich viel diffuser. Einerseits kann man nicht unbedingt sagen, dass Gott in unserer Region regelrecht bekämpft wird; andererseits legt sich aber der Eindruck nahe, dass er für die meisten unserer Mitbürgerinnen und Mitbürger überhaupt kein Thema ist. Er kommt in ihrem Leben einfach nirgends vor. Viele sind davon überzeugt, dass man auch ohne einen Gottesglauben ein anständiger Mensch sein kann. Man brauche nicht die Hilfe der christlichen Kirche oder anderer Religionen, um das Leben – auch mit seinen Krisen – tapfer und sinnvoll zu bewältigen. Laut neuerer Umfragen hat sich eine große Zahl von Menschen aus den neuen Bundesländern bisher kaum Gedanken darüber gemacht, was noch nach dem Tod kommen könnte. Die meisten gehen eher davon aus, dass im Sterben ihr Dasein endet. Im Grunde ist das eine Art praktischer Atheismus, der ohne tiefere Fragen und Antworten

auskommt. Eine gewisse Gleichgültigkeit ist festzustellen. Wofür – so fragen sich viele – sollte es auch gut sein, an einen Gott zu glauben?

... auch in den eigenen Reihen

Liebe Schwestern und Brüder, beides – der erklärte neue Atheismus und das verschwommene Desinteresse an Gott – kann uns nicht kalt lassen; und das nicht nur, weil wir mit dem Auftrag Jesu unterwegs sind, sein Evangelium aller Welt zu verkünden, sondern auch deshalb, weil wir selbst mit daran Anteil haben, dass Menschen Gott leugnen oder sich nicht für ihn interessieren. Manche unserer Vorstellungen über Gott erscheinen vielleicht so einfältig, bedrückend oder lebensfern, dass andere von ihm eher abgehalten als zu ihm hingeführt werden. Und oft leben wir Christen selbst nicht, was wir glauben. Ja, es kann unter uns sogar – auch wenn wir uns am Leben der Kirche aktiv beteiligen – so etwas wie einen praktischen Atheismus geben. Das beginnt schon mit dem Problem, das ein Karmelitenpater so beschreibt: „Fragt man heute zehn Christen, woran sie glauben, wenn sie sagen, dass sie ‚an Gott glauben‘, bekommt man unter Umständen zehn verschiedene Antworten“.² Und die Palette der Vorstellungen reicht dabei von Gott als einer permanenten Überwachungsinstanz oder einem gnadenlosen Richter bis hin zu einer unpersönlichen Energie, die hinter allem stehen soll.

Genauso schwerwiegend ist es auch, wenn unser Glaube an die Erlösung durch Jesus Christus und an ein ewiges Leben zu einer Art Weltanschauung verkümmert. Als der Gesellschaft nützlich beschränkt er sich dann oft auf bestimmte Moralvorstellungen und Werte oder religiöses Brauchtum und Traditionen. Äußerlichkeiten können dann das Wichtigste werden, verbunden mit dem Wunsch, es solle alles so bleiben, wie es ist. Wenn in einer Gemeinde solche Tendenzen herrschen, kann es sein, dass nach außen hin – salopp gesagt – „der Laden läuft“; aber was da läuft, muss nicht unbedingt auch wirklich mit Gott zu tun haben. Ja, selbst wenn viel von Gott die Rede ist, heißt das noch nicht automatisch, dass auch an Gott geglaubt wird. „Gott“ sagen kann nur, wer auf die Knie fällt“, schreibt der frühere Erfurter Pastoraltheologe Andreas Wollbold: „Im Sessel und bei einem gemütlichen Glas Wein gesprochen, verliert das Wort rasch an Wert“.³

Eine solche Entwertung des Wortes „Gott“ entwertet auch uns als Kirche. Was unterscheidet uns dann eigentlich noch von anderen Gruppierungen? Geraten wir dabei nicht in die Gefahr, einfach nur noch ein Wohltätigkeitsverein unter anderen zu sein, eine Dienstleistungs-

einrichtung für die feierliche Gestaltung von zentralen Ereignissen wie Geburt, Heirat und Tod oder eine bürgerliche Moralinstanz? Das aber würde letztlich bedeuten, dass sich der Glaube sozusagen von innen her entleert. Wenn Gott – oder die Frage nach Gott – verschwindet, höhlt uns das in unserer Mitte aus.

Liebe Schwestern und Brüder, solche Beobachtungen könnten und sollten uns anregen, in dieser Fastenzeit wieder einmal neu zu fragen: Was meinen wir eigentlich, wenn wir sagen: „Ich glaube an Gott“? Oder noch genauer gefragt: Wem gilt unser Glaube? Denn das ist doch das Entscheidende: Der Gott, den Jesus Christus uns nahe gebracht hat, ist keine Idee, kein unpersönliches Prinzip, auch keine menschliche Erfindung. Er ist vielmehr, wie die Bibel von Anfang bis Ende bezeugt, „Jemand“, er ist Person, er wendet sich uns zu.

Von diesem lebendigen Gott gilt es wieder neu zu reden. Dazu ist es aber zuerst einmal notwendig, sich selbst bekehren zu lassen. Das ist ein Wagnis. „Glauben heißt riskieren“⁴, denn Gott ist immer ganz anders und viel größer als das, was wir uns unter ihm vorstellen. Um einen neuen Anfang zu setzen, sollte man sich fragen: Wo kommt Gott in meinem Alltag vor? In welchem Verhältnis steht er zu den Entscheidungen, die ich treffe, und zu den Begegnungen mit anderen Menschen? Gibt es Erfahrungen in meinem Leben, von denen ich sagen würde, sie haben mit Gott zu tun?

Wieder von und mit Gott reden lernen

Letztlich ist der Glaube an Gott eine persönliche Beziehung, die wir eingehen. Darum ist es entscheidend, nicht nur über Gott zu reden, sondern vielmehr mit ihm. Wer davon ausgeht und tatsächlich daran glaubt, dass Gott wirklich existiert, der kann – wie schon die Psalmenbeter im Alten Testament – ihm alle Freuden und Erfolge, aber auch alle Sorgen und Nöte anvertrauen; der kann selbst mit seinen Klagen, Zweifeln und Fragen im Gebet mit ihm ringen. Und umgekehrt bedeutet ein lebendiger Glaube, Gott in alles hineinzulassen, was einen bewegt. Das aber braucht Einübung und sichtbaren Ausdruck.

Für die einen kann das heißen, dass sie ihren üblichen Rhythmus vielleicht einmal bewusst für ein paar Tage unterbrechen und sich zu Exerzitien in einem Kloster oder zu Stille und Besinnung anderswohin zurückziehen.

Für viele sind Pilgerwege und Wallfahrten anregende Gelegenheiten, sich intensiver mit dem eigenen Leben auseinanderzusetzen und letztlich nach Gott zu suchen.

Immer der Erneuerung bedürftig

*Predigt zum Dies sacerdotalis am 30. März 2010
in der Kathedrale St. Sebastian*

erschüttert

Eine Unterbrechung der Routine ist aber auch „mitten drin“ möglich. Die so genannten Exerzitien im Alltag können dabei helfen, Gott schon im ganz normalen Leben zu finden.

Nicht zu vergessen sind außerdem die Anbetung in einer Kirche, gemeinsame Bibelgespräche oder die Lektüre eines geistlichen Buches.

Und besonders da, wo Kinder zu Hause sind oder zusammenkommen, sollte man wieder mehr miteinander beten und durch christliche Zeichen und Rituale ganz selbstverständlich daran erinnern, dass Gott uns nahe ist.

Entscheidend wird sein, dass es uns bei alledem wirklich um Gott geht. Entscheidend wird sein, dass wir „Du“ zu ihm sagen lernen. Daraus könnten uns auch Mut und Kraft zum Handeln erwachsen. Und wer weiß, was das dann bewirkt.

Genau das hatten sich im vergangenen Jahr auch ein paar junge Christen gedacht, die ebenfalls einen Bus organisiert haben, der dieselbe Strecke gefahren ist wie der eingangs erwähnte rote Doppeldeckerbus. Als Reaktion auf die Aufschrift „Es gibt (mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit) keinen Gott“ fuhr dieser Bus mit der Frage durchs Land: „Und wenn es ihn doch gibt...?“

Liebe Schwestern und Brüder, für uns Christen spricht alles dafür, dass Gott existiert. Wissenschaftlich beweisen können wir das allerdings nicht. Was wir aber in die Waagschale werfen können, ist das, was Gott aus uns macht, wenn wir uns ihm wirklich anvertrauen. Vielleicht sät das ja zumindest einen leisen Zweifel in das Herz derer, die sich sicher sind, Gott nicht zu brauchen. Und das wäre schon viel.

In herzlicher Verbundenheit erbitte ich Ihnen allen einen tiefen, lebendigen und überzeugenden Glauben. Dazu segne Sie der allmächtige Gott, der Vater und der Sohn und der Heilige Geist.

Liebe Mitbrüder im geistlichen Dienst, liebe Schwestern und Brüder, wer von uns ist nicht erschüttert über das, was da nun schon seit Wochen in den Medien zu hören und zu lesen ist. Als Kirche durchleben wir gegenwärtig im wahrsten Sinne des Wortes eine Bußzeit, wie sie uns bisher nicht vertraut war. Man könnte fast sagen: Nicht „wir fasten“, sondern „wir werden gefastet“. Auch mich bewegen die Vorwürfe von sexuellem Missbrauch und Vergehen an Kindern durch Priester und Ordensleute zutiefst. Ich bin bestürzt und beschämt über diese Vertrauensbrüche. Auch wenn die meisten Fälle schon Jahrzehnte zurückliegen, werden sie die Glaubwürdigkeit der Kirche noch auf lange Zeit hin in Frage stellen.

Zunächst richtet sich mein Blick vor allem auf die Opfer solcher Verbrechen. Jeder Fall von Missbrauch an Schutzbefohlenen ist einer zu viel. Da ist nichts zu beschönigen. Es widerspricht zutiefst dem, was unser Auftrag als Kirche ist. Und so bitte ich diejenigen, die auf dem Gebiet unseres Bistums durch Priester und kirchliche Mitarbeiter Opfer sexueller Gewalt geworden sind, stellvertretend für die Täter und auch im Namen unserer Kirche um Vergebung. Lässt sich auch nicht alles Leid beheben, so haben wir doch nach Möglichkeiten gesucht, zur Aufarbeitung und Linderung beizutragen. Dabei gestehe ich durchaus auch manche Hilflosigkeit und manchen Fehler ein.

Dennoch wage ich zu sagen, dass in unserem Bistum das Thema sexuellen Missbrauchs Minderjähriger sehr ernst genommen wird. Verantwortungsbewusst orientieren wir uns dabei an den 2002 ergangenen Leitlinien der Deutschen Bischofskonferenz und gehen jedem Verdacht nach. Schon seit sieben Jahren gibt es dafür bei uns einen Beauftragten beziehungsweise Ansprechpartner, der kein Mitarbeiter des Bistums ist. Gleiches gilt für die weiteren Mitglieder des diesbezüglichen Arbeitsstabes. Darüber hinaus müssen wir aber auch Vorsorge dafür treffen, dass so etwas möglichst gar nicht erst passieren kann. Gerade – und das betrifft die ganze Gesellschaft – in den

¹ Die Autoren des sog. „Neuen Atheismus“ nennen sich selbst die „Brights“ – die „hellen Köpfe“.

² Reinhard Körner, *Die Zeit ist reif. Fünf Schritte zu einem neuen Christsein*, Leipzig 2005, 70.

³ Andreas Wollbold, *Nur Lippenbekenntnisse. Wird viel spirituell geredet, aber wenig an Gott geglaubt?*, in: *Anzeiger für die Seelsorge* 1 (2010) 5.

⁴ J. Röser, *Zu viel Gott – zu wenig Gott?*, in: *CiG* 5 (2010) 48.

Bereichen, wo Kinder und Jugendliche zu Erwachsenen ein Verhältnis besonderen Vertrauens unterhalten und zugleich von ihnen abhängig sind, brauchen wir noch mehr eine Kultur des aufmerksamen Hinschauens und der Achtsamkeit. Das meint nicht, ängstlich und verkrampft zu werden, wohl aber auf die richtige Balance zwischen Nähe und Distanz zu achten.

selbstkritisch

Überdeutlich und schmerzlich wird uns durch die öffentlich bekannt gewordenen Vergehen auch vor Augen geführt, dass – so sehr viele dies gern hätten oder erwarteten – wir Christen keine Elitetruppe oder etwa eine „Kirche der Reinen (Katharer)“ sind. Durch unsere hohen moralischen Ideale, Ansprüche und Forderungen erwecken wir freilich manchmal einen solchen Eindruck. Nein, wir bekennen zwar zu Recht die Heiligkeit der Kirche, die von Gott her kommt, wissen aber ebenso, dass wir zugleich eine Gemeinschaft von Sündern sind, die auf Gottes Barmherzigkeit vertrauen und sich – durch Jesus Christus erlöst – um ein gottgefälliges Leben mühen. Als Kirche bilden wir ein Volk, zu dem auch Schwächlinge, Versager und Heuchler gehören und das seine Verwundeten mit sich schleppt. Schon Christus hat zwar um die Heiligung der Menschen gebetet, fühlte sich aber nicht gesandt, „Gerechte zu berufen, sondern Sünder“ (Mt 9,13). Das warfen ihm die Frommen und Selbstgerechten seiner Zeit auch vor: Er nimmt sich der Sünder an und isst mit ihnen (Lk 15,2), Und die Kirche weiß von Christus, dass „nicht die Gesunden des Arztes bedürfen, sondern die Kranken“ (Mk 2,17). Aus den Evangelien erfahren wir von den Schwächen der Apostel, vom Versagen des Petrus, dem Verrat des Judas, von Rangstreitigkeiten.

Und auch in der weiteren Geschichte gibt es zu allen Zeiten Christen, die das Erscheinungsbild der „heiligen Kirche Gottes“ verdunkeln. Darum haben wir alle uns auch immer wieder zu fragen, ob wir vor dem bestehen können, was Christus gewollt hat und nach wie vor erwartet. Versagen wird nicht durch Beschönigung ausgeräumt, sondern durch Bekenntnis und Bekehrung. Was wir zurzeit öffentlich erleben, macht uns darüber hinaus unmissverständlich bewusst, dass nicht nur jeder und jede Einzelne, sondern die ganze Kirche immer wieder der Erneuerung bedarf. Auch – oder gerade – wir Bischöfe, Priester und Diakone sind es, die Umkehr und Buße nötig haben – nicht nur die anderen, denen wir sie predigen. Ja, wir stehen derzeit in einem tiefen Prozess der Läuterung, der jeden von uns angeht – und

das gerade im „Jahr der Priester“. Wie war das eigentlich damals, als Gott uns rief und wir ihm begeistert gefolgt sind? Könnte jene „erste Liebe“ zu Jesus Christus und seiner Kirche nicht wieder mehr oder neu entfacht werden?

verdächtigt

Liebe Mitbrüder, liebe Schwestern und Brüder, nach dieser Selbstbesinnung drängt es mich aber auch, einiges andere kritisch anzufragen. Mir ist bewusst, mich damit fast wie auf ein Minenfeld zu begeben. In einem demokratischen Rechtsstaat hege ich aber die Erwartung, als Einzelner wie als Gruppe fair – das heißt anständig und gerecht – behandelt zu werden. Dürfte man das nicht auch für unsere Kirche erwarten?

Zurzeit sind wir, die im kirchlichen Dienst stehen, aber auch viele Gläubige in unseren Gemeinden und Einrichtungen einem Dunstkreis von Häme und Verdächtigung ausgesetzt. In manchen Medien wird mit diesem hoch sensiblen Thema des Missbrauchs wirklich differenziert umgegangen, andere nähren Vorurteile und Klischees. Wie viel gnadenlose und auch gehässige Polemik ist doch bisweilen im Spiel. Niemand kann mir sagen, dass alles nur der Wahrheitsfindung dient. Ist es fair, wenn ein Betroffener seit Jahren schon in verschiedenen Talkshows und anderen Sendungen seine Sicht darstellen konnte, mir jedoch nur einmal 30 Sekunden zur Verfügung standen, um vor einer Kamera entgegen zu können? Ist es fair, wenn in einer populären Sendung des öffentlich-rechtlichen Fernsehens eine falsche Behauptung, die das Bistum Magdeburg betraf, in Umlauf gesetzt wurde? Selbst wenn man dies zum Schluss und am nächsten Tag auf der Homepage der Redaktion wieder richtig gestellt hat, wirkt so etwas doch negativ weiter. Auch wenn vielleicht nicht beabsichtigt, geraten Priester und Ordensleute fast unter Generalverdacht. Ich selbst bin auf offener Straße schon unflätig beschimpft worden. Wer sich darüber hinaus dafür stark macht, dass es auch den Tätern gegenüber Gerechtigkeit und verantwortungsvolles Handeln braucht, erntet oft nur Entrüstung. Und wer aus dem Raum der Kirche auf die vielen hinweist, die tagtäglich in unserer Gesellschaft missbraucht werden, dem wird schnell unterstellt, die eigenen Vergehen damit zu bagatellisieren und nur von sich ablenken zu wollen. Ja, ich habe manchmal den Eindruck: Egal, was man zurzeit sagt und wie man handelt – es entspricht selten den Erwartungen. Entweder wird eine Entschuldigung als nicht umfassend und glaubwürdig genug angesehen oder der Ver-

such, etwas richtig zu stellen, als unverschämt zurückgewiesen. Inzwischen scheint die öffentliche Diskussion aber auch differenzierter und fairer zu werden.

aufs Neue herausgefordert

Liebe Mitbrüder, liebe Schwestern und Brüder, was kann uns helfen, trotz der Krise, in die wir als Kirche geraten sind, den Mut nicht zu verlieren? Eine ganz dichte Stelle dessen, was unseren Auftrag ausmacht, lesen wir im heutigen Evangelium. Jesus sagt da im Hinblick auf Gott: „Er hat mich gesandt, damit ich den Armen eine gute Nachricht bringe; damit ich den Gefangenen die Entlassung verkünde und den Blinden das Augenlicht; damit ich die Zerschlagenen in Freiheit setze und ein Gnadenjahr des Herrn ausrufe“ (Lk 4, 18-19). Auch wir haben uns nicht selbst berufen, sondern sind gesandt, den Menschen Wahrheit, Liebe und Sinn zu erschließen, ja sie zu Christus hinzuführen. Und er hat uns dabei sein Vertrauen und seine Gnade zugesagt. Dabei dürfen wir gewiss sein, dass unsere Gesellschaft auch weiterhin Menschen braucht, die aus einem tiefen Glauben und mit einem weiten Horizont leben, die zum Nachdenken provozieren, die Bedrängten und Notleidenden Barmherzigkeit erweisen, die Trost spenden und Wege aufzeigen. Wir Priester und Diakone, aber auch die anderen Mitarbeiter in Seelsorge und Caritas sind hier besonders herausgefordert. Von ganzem Herzen danke ich euch und Ihnen allen für das persönliche Lebenszeugnis und für den Einsatz in und außerhalb unserer Kirche. Widmen wir uns diesem Dienst weiterhin in Treue und Zuversicht. Je mehr wir uns dabei selbst als Arme, Gefangene, Blinde und Zerschlagene begreifen, je mehr wir uns so der Barmherzigkeit Jesu aussetzen, desto mehr wird er auch durch uns handeln.

Was sollten wir dabei noch beachten? Hans Urs von Balthasar könnte uns dazu die Augen öffnen. Er selbst hat immer wieder an der Kirche gelitten – hat aber nie aufgehört, daran zu glauben, dass der Geist Gottes in ihr wirkt. Auf die Frage „Warum bleibe ich in der Kirche?“ antwortet er einmal so: „Jedenfalls nicht deshalb, weil ich an irgendeinem Zeiger ablesen kann, dass die Kirche a) meinen Erwartungen, oder b) Gottes Erwartungen entspricht. Denn zu a) liegt die Frage ja umgekehrt: ob nämlich ich den Erwartungen der Kirche entspreche – und zu b) kann auch ein Unterbelichteter sehen, dass die Kirche als der Haufen der Sünder, den sie darstellt, nie den Erwartungen Gottes entsprechen wird. ... Warum ich trotzdem in der Kirche bleibe? Weil seltsamerweise wir Idioten alle sie mit unseren Maßnahmen noch

immer nicht umzubringen vermocht haben. ... Natürlich ‚sollte die Kirche‘. Sie ‚sollte‘ alles und viel mehr, als sie je kann. Man möchte bloß wissen, ob alle, die sie deshalb verlassen, weil sie nicht erfüllt, was sie von ihr erwarten, anderswo mehr Befriedigung finden. Wenn ich höre: Die Kirche sollte, so scheint mir das bloß zu sagen: Ich sollte. Um so mehr als ich von der Kirche so viel mehr erhalte als ich verdiene. Mehr als ein Mensch oder eine menschliche Gemeinschaft vermitteln kann: Gottes Wort und Sakrament. An mir, an uns ist es, dafür zu sorgen, dass die Kirche besser dem entspricht, was sie in Wirklichkeit ist.“¹

Liebe Mitbrüder, liebe Schwestern und Brüder, möge es uns geschenkt werden, die bedrückende Phase der Kirche, die wir gegenwärtig durchleiden, als eine geistliche Herausforderung zu begreifen. Mögen wir uns noch mehr oder wieder neu unserer Verantwortung gegenüber Gott und den Mitmenschen bewusst werden. Und mögen wir die Freude an unserer Berufung und an unserem Dienst nicht verlieren.

¹ H.U. von Balthasar, *Warum bleibe ich in der Kirche?* In: Ders., *Klarstellungen. Zur Prüfung der Geister*, Freiburg 1971, 183,190.

Zur ökumenischen Situation

*Einige neue katholische Thesen
veröffentlicht zum Reformationstag 2009*

I

Nicht immer wird unter „Ökumene“ dasselbe verstanden. Während katholischerseits sich damit fast ausschließlich die zwischenkirchlichen Bemühungen um die Einheit der Christen und die Überwindung der Konfessionsgrenzen verbinden, gebraucht man evangelischerseits diesen Begriff auch oder sogar mehr für rein innerprotestantische Partnerschaftsbeziehungen über die Grenzen der eigenen Landeskirche hinaus und im Hinblick auf das vielfältige Engagement für die „Eine Welt“. Dazu gehören dann solche Themen wie Migration und interreligiöser Dialog, Entwicklung und Umwelt sowie Friedensarbeit. So kann zum Beispiel ein Ökumene-Zentrum eröffnet werden, ohne dass das mit anderen Kirchen irgendetwas zu tun hat. Darum unterhält man in manchen Regionen auch für die Kontakte zur katholischen Kirche ein eigenes „Catholica“-Referat. Es ist also nicht ganz unbedeutend zu wissen, was gemeint ist, wenn von „Ökumene“ gesprochen wird, und welchen Stellenwert man ihr in der jeweiligen Kirche bezüglich des interkonfessionellen Verhältnisses beimisst.

II

Meistens pflegen solche Christen ökumenische Kontakte, die schon ein Gespür für die Denk- und Lebensweise der jeweils anderen Kirche haben. Bei theologischen Gesprächen hat das manchmal zur Folge, dass man schon in relativ kurzer Zeit erfreuliche Übereinstimmungen erkennt und zu wegweisenden Ergebnissen kommt, diese aber von anderen Vertretern der beteiligten Kirchen nicht unbedingt akzeptiert werden. Dieses Dilemma divergierender Richtungen in ein und derselben Kirche verhindert manchen Fortschritt und führt gelegentlich zu regelrechten Zerreißproben. Zugleich verunsichert es die Dialogpartner und Entscheidungsträger der anderen Kirche und lässt fragen: Was gilt nun? Wer ist repräsentativ? Auf wen kann man sich

noch verlassen? Andererseits gibt es neuerdings Gruppierungen aus verschiedenen Kirchen, die bislang durchaus nicht ökumenisch gesinnt waren, die aber hinsichtlich bestimmter ethischer Anliegen inzwischen über Konfessionsgrenzen hinaus mit ähnlich denkenden Kreisen Zweckbündnisse eingehen. Schon seit längerem hingegen sehen sich auch verschiedene geistliche Bewegungen dazu herausgefordert, auf sehr persönliche Weise die christliche Einheit zum Ausdruck zu bringen und zu vertiefen. Ökumenisch bedeutsam sind außerdem so viele konfessionsverschiedene oder -verbindende Ehen und Familien, die unter der Trennung leiden, Aktionsgruppen, die sich für Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung einsetzen, Theologen mit einem weiten Horizont und einem Gespür für die Zeichen der Zeit, christliche Politiker, die sich den weltanschaulich veränderten Bedingungen unserer Gesellschaft zu stellen haben, soziale Einrichtungen, Schulen, Kindertagesstätten und Verbände in schon lange nicht mehr konfessionell homogener Zusammensetzung sowie die Kirchenleitungen und die Gemeinden vor Ort mit ihren unterschiedlichen zwischenmenschlichen und institutionellen Erfahrungen von Ökumene. Auf allen Ebenen findet man also Christen, die ökumenisch aufgeschlossen sind, eine größere Einheit herbeisehnen und dafür einiges bewegen. In allen Kirchen sind es aber immer noch zu wenig.

III

Neben ökumenischen Sammlungsbewegungen gibt es fast überall auch antiökumenische Kräfte und auseinanderstrebende Gruppierungen. Für viele ist Ökumene immer noch ein Fremd-, Reiz-, Phantasie-, Füll- oder sogar Unwort. Mancherorts – wie in Jerusalem – kann man höchstens von einer „Mietshaus-Ökumene“ sprechen, einem notdürftig pragmatisch geregeltem, aber oberflächlich bleibendem Nebeneinander. Im Bild gesprochen ist geklärt, wer zu welcher Zeit den Hausflur reinigt und die Tür abschließt, und es gibt auch kurze Treppengespräche – aber mehr nicht, keine wirklich gemeinsamen Überzeugungen und Anliegen oder Gebete und Gottesdienste. Dagegen sollte recht verstandene Ökumene weder Diplomatie noch Technik sein, sondern vielmehr „die Kunst, Misstrauen zu überwinden, Vertrauen aufzubauen, Freunde zu gewinnen und Freundschaften zu stiften“ (Walter Kardinal Kasper). Dies gilt es noch stärker zu beherzigen und bei aller regionalen Ungleichzeitigkeit ökumenischer Entwicklungen situationsgerecht zu entfalten.

IV

Verschiedene Verwerfungen und Feindbilder der Vergangenheit haben sich als Klischees und Vorurteile so eingefleischt, dass sie trotz gegenteiliger theologischer Klärungen und kirchlicher Reformen in den letzten Jahrzehnten aus Unkenntnis oder anderen Motiven hartnäckig weitertradiert werden (zum Beispiel Katholiken würden nach wie vor Heilige anbeten, sich von Sünden freikaufen oder nicht den so genannten Laienkelch erhalten). Auch stimmen die Vorstellungen, die viele sich von außen über die anderen Christen machen, oftmals nicht mit der innerkirchlichen Wirklichkeit überein. So lesen Protestanten zum Beispiel römische Papiere manchmal viel schneller und begieriger, weil das ihrem Bild von einer „zentralistischen Papstkirche“ entspricht, während Katholiken selbst differenzierter und „familiärer“ damit umgehen können. Um ökumenisch voranzukommen, sollte man keine Mühe scheuen, sich gegenseitig noch besser auf dem jeweils neuesten Stand von Lehre und Praxis wahrzunehmen. Das gilt besonders auch im Blick auf die Orthodoxen Kirchen, über die in unseren Breiten zum Teil nur verschwommene Vorstellungen kursieren und gegenüber denen manche ihre Vorbehalte haben, vor allem, was deren Verhältnis zur Moderne und Postmoderne betrifft. Eine gute Übung ist es da bei gemeinsamen Gesprächen, wenn jede Seite erst einmal versucht, die Position der anderen darzustellen.

V

Von großer ökumenischer Bedeutung ist die Beantwortung der Frage: In welchem Verhältnis sehen sich die einzelnen Kirchen zur „*una sancta catholica et apostolica ecclesia*“ des allen gemeinsamen Glaubensbekenntnisses? Die einen beanspruchen exklusiv, diese eine und einzige Kirche zu sein; andere meinen inklusiv, diese sei bei ihnen verwirklicht, man erkenne die anderen aber auch als „Mittel des Heiles“ an und sehe sich mit diesen verbunden; und dann gibt es noch die pluralistische Sicht, nach der in allen Kirchen die Kirche Jesu Christi in gleicher Weise in Erscheinung trete. Diese unterschiedlichen Positionen werden jeweils durchaus selbstbewusst vertreten, ob durch theoretische Erklärungen oder im praktischen Verhalten. Sich über das eine oder andere ekklesiologische Selbstverständnis und dessen Auswirkungen zum Beispiel auf das Problem der Eucharistie- oder Abendmahlsgemeinschaft zu entrüsten, führt nicht weiter. Vielmehr sollte man sich zunächst erst einmal zugestehen, eigene theologische

Überzeugungen auch offen sagen zu können, ohne sofort, wenn diese als unangenehm erscheinen, moralisch abgewertet und populistisch in eine antiökumenische Ecke gestellt zu werden. Der Mut zum freien Wort darf nicht nur ein evangelisches Privileg sein. Daraus könnten dann, ohne sich gegenseitig unter Druck zu setzen, fruchtbare Gespräche und zukunftsträchtige Lösungsmöglichkeiten erwachsen.

VI

Momentan haben wir keine gemeinsame Vision einer anzustrebenden Kircheneinheit. Während die katholische Seite sich schon lange von einer „Rückkehrökumene“ verabschiedet hat, aber eine sichtbare Einheit nach vorheriger Lösung der klassischen Kontroversthemata (gegenwärtig vor allem des Kirchen- und Amtsverständnisses) anstrebt, propagiert die evangelische Seite inzwischen immer stärker eine wechselseitige Anerkennung bei bleibenden Differenzen. Auf einmal scheint Einheit unter dem Verdacht von Vermassung, Uniformierung, Zentralismus und Entmündigung in Verruf gekommen und fast zu einem Schreckgespenst geworden zu sein. Stattdessen wird Verschiedenheit neuerdings als das Ideal gepriesen, werden Sonderwege immer mehr zur Normalität gerechnet, sieht man in der Entfremdungs- und Spaltungsgeschichte der Christenheit kaum noch eine Tragik, sondern eher sogar die erfreuliche Entwicklung zu einer größeren „Buntheit“. Ohne Zweifel ist „Einheit in Vielfalt“ ein zukunftsträchtiges Modell und erstrebenswert. Es stellt sich aber die Frage: Wie viel Verschiedenheit ist möglich, ohne die Einheit zu gefährden? Wie viel Einheit ist nötig, damit Vielfalt nicht zur Beliebigkeit verkommt? Welche Unterschiede sind komplementär und welche trennen? Schon jetzt verstehen sich manche Kirchen als „Einheit in Vielfalt“ und sehen sich doch nicht in Einheit mit den anderen.

VII

Immer wieder einmal wird in „Sonntagsreden“ das so genannte Lund-Prinzip (bezieht sich auf die Dritte Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung 1952), wie es auch von der „Charta oecumenica“ (2001) aufgegriffen wurde, beschworen, wonach die Kirchen möglichst gemeinsam handeln sollten, und nur darin getrennt, wo tiefe Unterschiede der Überzeugung sie dazu zwingen. Bedauerlicherweise zeigt sich in der Praxis aber, dass gemeinsames Handeln vielfach doch noch eher zu den Ausnahmen gehört.

Vielleicht verbindet sich damit auch eine Überforderung. So stellt sich zum Beispiel angesichts gravierender kirchlicher Umstrukturierungen auf regionaler Ebene und vor Ort die Frage, wie der Kontakt bei größeren Flächen, weiteren Entfernungen, kleineren Gemeinden und weniger Personal noch lebendig gehalten oder auf andere Weise überzeugend gestaltet werden kann. Gelegentlich hat man aber auch den Eindruck, dass nicht unbedingt ein Interesse an mehr Gemeinsamkeiten besteht, weil dies eventuell der eigenen Profilierung abträglich sein könnte. Gerade angesichts solcher Ernüchterungen sollte man sich der Herausforderung, soviel wie möglich gemeinsam zu tun, aufs Neue kreativ stellen und nach umsetzbaren Formen Ausschau halten.

VIII

Profil zu haben, zeugt von Klarheit und ist angesichts eines zunehmenden Relativismus und einer manchmal „billigen“ Ökumene durchaus begrüßenswert. Das überdeutlich hervorzukehren, kann aber auch Abgrenzungen verschärfen und konfessionalistische Verhaltensweisen wieder aufleben lassen, vor allem, wenn man sehr ausschließlich argumentiert oder sich durch den Widerspruch zum anderen definiert. Irrig wäre es dabei zum Beispiel zu meinen, die eine Seite gründe auf dem Evangelium und die andere habe sich ihre Lehre irgendwie willkürlich ausgedacht. Katholische und orthodoxe wie evangelische Christen gehen gemeinsam auf die Heilige Schrift zurück, deuten sie aber dann im Licht ihrer jeweiligen „Gewährsmänner“ (Kirchenväter und/oder Reformatoren). Besser wäre es darum vielleicht, von Stärken oder Schätzen zu reden, die bei den einen mehr bewahrt oder entfaltet worden sind als bei den anderen und heute alle bei der Suche nach einer wahrhaftigen und versöhnten Einheit anregen könnten.

IX

Angesichts des 2017 anstehenden Gedenkens an die Reformation vor 500 Jahren und der schon begonnenen „Lutherdekade“ stellt sich erneut die Frage nach der geschichtlichen Deutung dieses Ereignisses und der Person Martin Luthers. Glorifizierten ihn evangelische Christen früher häufig als „Glaubenshelden“; „Heiligen der Nation“ oder „neuen Kirchenstifter“, sahen katholische Christen in ihm den „abgefallenen Mönch“ und „halsstarrigen Häretiker“. Schon seit längerem sind beide Seiten zu einer differenzierteren Sicht gekommen. Dazu

gehört auch, dass Luthers ursprüngliche Intention nicht die Spaltung der Kirche gewesen sei, sondern deren tief greifende Reform an Haupt und Gliedern. Dass es dann aber doch zu jener unheilvollen Entwicklung kam, ist nicht allein ihm anzulasten. Die ökumenische Bewegung der letzten Jahrzehnte mit ihren theologischen Gesprächen und praktischen Annäherungen hat es schließlich sogar möglich werden lassen, Luther evangelischer- wie katholischerseits gemeinsam als „Zeugen des Evangeliums, Lehrer im Glauben und Rufer zur geistlichen Erneuerung“ sehen zu können. Damit ist Luther für Katholiken nicht etwa sprunghaft zum Heiligen geworden; er stellt aber inzwischen auch für sie eine geistliche und theologische Herausforderung dar, an der man auf dem Weg zur Einheit der getrennten Christen nicht vorbeikommt. Auf dieser Grundlage könnte sich in den nächsten Jahren ökumenisch noch mehr entwickeln: vielleicht auch eine gemeinsame Interpretation der damaligen Vorgänge und ihrer Wirkungsgeschichte. Dies aber hängt von beiden Seiten ab. Wünschenswert wäre dabei auch, evangelischerseits noch deutlicher zu klären, in welchem Verhältnis man sich heutzutage zur Kirche der ersten anderthalb Jahrtausende sieht: in deutlichem Widerspruch dazu als eine Neugründung oder in gewisser Kontinuität als die „durch die Reformation hindurchgegangene katholische Kirche“ (so Bischof Wolfgang Huber). Nach wie vor bleibt die spannende Frage: Werden evangelische und katholische Christen sich nach der Dekade und dem Gedenkjahr 2017 näher oder ferner sein?

X

Nach euphorischen Aufbrüchen in der Ökumene und beachtlichen Erfolgen ist es schon seit längerem fast in Mode gekommen, bei Stagnationen oder Irritationen immer wieder eine „ökumenische Eiszeit“ zu diagnostizieren oder herbeizureden. Sicher ist eine „heilige Ungeduld“ vonnöten, damit man nicht in konfessionalistische Verhaltensweisen zurückfällt oder krampfhaft auf dem Status quo beharrt. Zugleich sollte aber auch bedacht werden, wie schwer sich viele – nicht nur etwa kirchliche Entscheidungsträger und Theologen – mit tief greifenden Reformen und einschneidenden Veränderungen tun. Das dürfte jedoch nicht daran hindern, sich selbst auf geistvolle Weise der Herausforderung nach einer überzeugenderen Einheit der Christen zu stellen. Vor Ort „sitzen wir oftmals im selben Boot“ und teilen Freud und Leid gleichermaßen. Da liegt es an uns, ob wir auf Distanz gehen oder im „Dialog der Liebe und der Wahrheit“ kreativ

voranschreiten. Dabei gilt für alle die entscheidende Frage: Sind wir tatsächlich zugunsten einer größeren Einheit bereit, von manchem Abschied zu nehmen, vertrauten Ballast abzuwerfen und uns vom Geist Gottes neue Wege führen zu lassen? Wollen wir das wirklich? Jede Zeit ist zugleich Bewährungs- und Heilszeit.

Im gegenseitigen Vertrauen, beharrlich und fair

*Grußwort zur Amtseinführung von Landesbischöfin
Ilse Junkermann am 29. August 2009 in Magdeburg*

Sehr geehrte Frau Landesbischöfin, liebe Schwester Junkermann, seien Sie herzlich willkommen! Ich freue mich, Sie auch im Namen der katholischen Christen Mitteldeutschlands – der Bistümer Erfurt und Magdeburg – begrüßen zu dürfen. Leider kann mein Erfurter Amtskollege Bischof Joachim Wanke heute nicht selbst hier anwesend sein; er lässt sich aber durch seinen Weihbischof Reinhard Hauke vertreten.

Sie kommen in ein Gebiet mit einer ehrwürdigen und bewegten christlichen Tradition, mit vielen Auf-, Ab- und Umbrüchen, mit Sünde und Gnade. Schon vor über 1200 Jahren wurden erste Bistümer gegründet. Romanik und Gotik haben diese Landschaft geprägt, aber auch eine große Zahl von Heiligen. Bonifatius und Elisabeth, Bruno von Querfurt und Norbert von Xanten oder die Mystikerinnen Gertrud von Helfta, Mechthild von Magdeburg und Mechthild von Hakeborn sind nur einige davon. Hier befand sich die Lieblingsresidenz Kardinal Albrechts mit dem als „Abgott zu Halle“ kritisierten großen Reliquienschatz. Hier wurde Martin Luther zum Reformator. Hier versuchten katholische Theologen noch zu vermitteln. Hier entstanden die „Magdeburger Zenturien“, das erste konfessionelle Geschichtswerk. Hier wirkten hervorragende evangelische Komponisten. Hier hinterließ aber auch der Dreißigjährige Krieg seine traurigen Spuren.

Als Hallenser konnte ich vier Jahre lang auf meinem Schulweg am Hauptgebäude der Franckeschen Stiftungen immer wieder die Botschaft aus Jesaja 40,31 lesen: „Die auf den Herren harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler.“ Diese Hoffnung, Zuversicht oder Gewissheit, die darin zum Ausdruck kommt, hat katholische und evangelische Christen unserer Region schon zu DDR-Zeiten beflügelt und wieder einander näher gebracht. War es bis 1989 der marxistisch-leninistische Druck, der uns Christen – von der Schulbank bis zur Ökumenischen Versammlung und den Friedensgebeten – zusammenrücken ließ, fordert uns heute die extreme Entkirchlichung und Säkularisierung Mitteldeutschlands besonders

heraus. Als einer gesellschaftlichen Minderheit ist uns Ökumene darum auch schon lange kein Fremdwort mehr. Wir wissen: „In einer Situation, in der christlicher Glaube längst nicht mehr selbstverständlich ist, kommt dem Umgang der Kirchen miteinander sowie ihrem gemeinsamen Auftreten eine besondere Bedeutung für ihre Glaubwürdigkeit zu ... Nur in einem lebendigen Miteinander werden die Kirchen in ihrem Tun und in ihren Anliegen von den Menschen verstanden und angenommen“ („Ökumene-Text“ unseres „Pastoralen Zukunftsgespräches“ von 2004). Das klingt wunderschön, bleibt aber wirkungslos, wenn es nicht von vielen Einzelnen tatsächlich gewollt und immer wieder ganz konkret buchstabiert wird, vor allem im gemeinsamen Engagement für die Gesellschaft.

Sicher muss jede Kirche ihren eigenen Weg finden und gehen, um auch weiterhin das Evangelium lebendig bezeugen zu können, und doch dürfte keine – wenn sie wirklich ökumenisch sein will – die anderen Christen dabei aus dem Blick verlieren oder bewusst vernachlässigen, weder in Grundsatztexten noch in der Praxis. Trotz mancher Schwierigkeiten und Aporien gilt es, mit allen Kräften um die Einheit im Glauben und in der Liebe weiter zu ringen – möglichst vorurteilsfrei, im gegenseitigen Vertrauen, beharrlich und fair. Ich hoffe, dass wir im Umgang miteinander wach und sensibel bleiben. Setzen wir Herz und Verstand, Hände und Füße ein. Und lassen wir uns von Gottes mächtigem Geist bewegen.

Liebe Schwester Junkermann, in einem Interview für die Kirchenzeitung „Tag des Herrn“ haben Sie im Hinblick auf die katholische Kirche gesagt: „Ich wünsche mir, dass wir das, was gemeinsam möglich ist, auch gemeinsam tun, und dass wir uns auch in großer Offenheit darauf hinweisen, wenn der andere dabei etwas übersieht. Ich hoffe auf ein Verhältnis der Geschwisterlichkeit auf gleicher Augenhöhe, damit wir den gemeinsamen Auftrag für die Menschen auch gemeinsam in den Blick nehmen.“ Dieser Wunsch trifft bei uns auf offene Ohren und könnte – an Sie und Ihre Kirche gerichtet – auch von meinen Erfurter Mitbrüdern und mir stammen. Darum darf ich Sie fast selbstverständlich unserer andauernden Bereitschaft zu geschwisterlicher Partnerschaft versichern. Mögen Sie in Ihrem Dienst von Gott gesegnet sein und vielen zum Segen werden.

Kühnste Vorstellungen übertroffen

*Im Gespräch mit der Katholischen Nachrichten-Agentur
am 21. Oktober 2009*

KNA: Herr Bischof, wo haben Sie den Fall der Mauer erlebt?

Bischof: Ich bin damals Dozent in Erfurt gewesen, am Philosophisch-Theologischen Studium, der heutigen Fakultät. Wenige Monate vorher, am 1. August 1989, war ich nach einem außergewöhnlichen Studienaufenthalt in Rom mit der Vorstellung in die DDR zurückgekehrt: Das war ein wunderschönes Jahr, aber ich werde nichts von alledem irgendwann wiedersehen.

Was waren am 9. November Ihre ersten Gedanken?

Die Ereignisse dieser Nacht wirkten auf mich unheimlich befreiend, weil ich selber erlebt habe, wie belastend die Grenzkontrollen der DDR waren, wie sich da alles in mir zusammenschnürte. Die ersten Wochen nach dem Fall der Mauer bin ich aber nicht in die Bundesrepublik gefahren. Ich habe mir gesagt: Du hattest schon ein gnadenhaftes Jahr im Westen, jetzt lass mal die anderen fahren.

Haben Sie mit einem so plötzlichen Ende des SED-Regimes gerechnet?

Nein, ich war nach meiner Rückkehr aus Rom darauf eingestellt, dass die DDR weiter besteht, vielleicht mit kleinen Kursänderungen. Dass sich innerhalb so kurzer Zeit dann solche dramatischen Veränderungen ergeben, übertraf meine kühnsten Vorstellungen.

Haben sich Ihre politischen Erwartungen erfüllt?

Es war eine turbulente Zeit, wo eins das andere ergab. Ich kann mich nicht daran erinnern, für eine demokratisch gestaltete DDR gewesen zu sein. Ich hoffte aber darauf, dass wir Verhältnisse entwickeln können, in denen es sich menschlicher leben lässt. Dazu gehörte auch eine größere Einheit mit dem westlichen Deutschland. Konkret hatte ich da aber keine Vorstellungen, wie das sein könnte.

Welche Hoffnungen hatten Sie mit Blick auf die Kirche?

Schon an Weihnachten 1989 habe ich öffentlich gesagt, dass es auch künftig trotz der neu gewonnenen Freiheit kaum dazu kommen wird, dass viele konsequent christlichen Werten folgen und – wenn es sein muss – auch „gegen den Strom schwimmen“. Ich habe nicht daran

geglaubt, dass jetzt auf einmal wieder Massen in die Kirche zurückströmen.

Wie schätzen Sie den Beitrag der Katholiken zur friedlichen Revolution ein?

Erstaunlicherweise waren auf einmal nach der Wende viele Katholiken bereit und fähig, politische Verantwortung zu übernehmen. Irgendwie muss man sich da vorher ja schon eingeübt haben. Manche unserer Gremien waren dazu mindestens indirekt gute Lernorte. Ich selbst erinnere mich da noch an ein Wochenende zwischen 1968 und 1970, wo wir in unserem kirchlichen Jugendhaus zu etwa 70 Personen mit unserem Vikar regelrecht Bundestag gespielt haben, um mit demokratischen Formen vertraut zu werden. Und 1989 gehörten wir Katholiken zwar nicht unbedingt zu den spektakulären Anführern der friedlichen Revolution, waren aber auch auf vielfältige Weise daran beteiligt.

Wie sind die Verständigungsprobleme zwischen Ost und West heute?

Es gibt durchaus immer noch unterschiedliche Sichtweisen, gelegentlich auch Unverständnis hinsichtlich mancher Dinge. Katholischerseits erlebe ich eine große Solidarität füreinander, aber manches können sich meine Amtsbrüder aus dem Westen dennoch nicht so richtig vorstellen, weil sie in einer anderen Erfahrungswelt leben.

Zum Beispiel?

Etwa, dass über 80 Prozent der Ostdeutschen keiner Kirche angehören und den Eindruck erwecken, dass ihnen nichts fehlt. Es gibt einige, die sind auf der Suche, aber es gibt eine viel größere Zahl, die nach eigener Aussage keine Religion brauchen und auch so glücklich sind. Das ist für manche, die aus westlichen Verhältnissen kommen, so nicht vorstellbar. Sie fragen dann: Wenn einer mit dem Tod konfrontiert wird, dann muss er doch zum Nachdenken kommen. Viele Ostdeutsche würden dann aber sagen: Schicksal, Pech. Ist halt so. Damit muss man leben, fertig, aus. Sich diese Haltung vorzustellen, fällt vielen in den alten Bundesländern schwer. Ich merke es selber auch, wenn ich in manche Gegenden Süd- oder Westdeutschlands komme: Das ist doch noch eine andere Welt.